

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 2,50 M.
Auswärts 3,00 M.
Einzelnummern 10 Pfennig.

Salleische Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die halbjährige Zeit 10 M.
Für die vierteljährige Zeit 6 M.
Für die monatliche Zeit 2 M.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Donnerstag 31. Oktober 1895.

Verleger Bureau
Berlin SW, Fernburgerstraße 3

Telegramme.

Berlin, 31. Okt. Bei der Bezeugfeier des Gardehüfens...
Paris, 31. Okt. Die Verhandlungen gegen das Schwarzische...
London, 31. Okt. Der Premierminister Lord Salisbury...

zu und feuerte zwei Revolverkugeln auf ihn ab, wodurch...
Der Kaiser hörte gestern Vormittag von 9 Uhr ab den...

Deutsches Reich.

Der Kaiser hörte gestern Vormittag von 9 Uhr ab den...
Die Kaiserin hat in diesen Tagen ein Jahr verfließen...

Die Kaiserin hat in diesen Tagen ein Jahr verfließen...
Ob in absehbarer Zeit ein Reichstag zu erwarten ist...

druck positive Aussagen betreffs der Mittel, mit denen der Reichstag...
Die Kaiserin hat in diesen Tagen ein Jahr verfließen...

Die Kaiserin hat in diesen Tagen ein Jahr verfließen...
Die Kaiserin hat in diesen Tagen ein Jahr verfließen...

Berlin, 31. Okt. Der Kaiser telegraphierte an den Generalmajor...
Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

Wien, 31. Oktober. Ein Koffer Kaiserlich Ferdinand von Erlauf...

sonst lebte er in der europäischen Kolonie zu Venedig. In allen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

Als die mutter junge Frau, von ihren drei häßlichen...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...

hätte in den verflochtenen Bahnen, und das garnicht hatte freud...



[Nachdruck verboten.]

Hand und Ring.

Criminalroman in drei Büchern von
A. K. Green.

18]

„Aber Imogen —“

„Wenden Sie mir nicht ein, daß erst die gerichtliche Untersuchung erfolgen muß, die seine Unschuld ans Licht bringt. Es handelt sich hier um Leben und Tod. Sie, als Advokat, können Mittel und Wege ausfindig machen, seine einstweilige Freilassung zu bewirken. Gebrauchen Sie Ihren Scharfsinn, strengen Sie Ihren ganzen Einfluß bei den Behörden an — wenn Sie das thun, so will ich —“ sie warf ihm einen langen, bedeutungsvollen Blick zu.

„Sie wollten —“ rief er, „was?“

„Ihnen gewähren, was Sie verlangen,“ sagte sie mit matter Stimme.

„Wollen Sie mein Weib werden?“ fragte er in freudiger Aufwallung.

„Ja — wenn ich nicht zuvor todt bin,“ stieß sie mühsam heraus.

Er umfing sie mit den Armen und drückte sie voll Entzücken an seine Brust. „Sie sollen nicht sterben,“ rief er. „Sie sollen leben und glücklich sein. Werden Sie noch heute die Meine!“

„Nicht bevor Valerian Hildreth frei ist,“ entgegnete sie leise, aber bestimmt.

Er fuhr zurück wie von einer Natter gestochen und sah sie mit eiligen Blicken an.

„Lieben Sie ihn so glühend, daß Sie sich verkaufen wollten um seinetwillen?“ fragte er finster.

Ein Ausdruck der Entrüstung flog über ihre Züge, doch sie drängte das Wort zurück, das ihr auf den Lippen schwebte.

„Antworten Sie,“ rief Drkutt, der jetzt fühlte, daß er die Macht habe, sie zu zwingen. „Ich muß wissen, welche Gefühle Sie für diesen Mann hegen. Lieben Sie ihn, Imogen? Neben Sie oder ich schwöre Ihnen, ich rühre keine Hand, um ihm beizustehen und er wird meiner Hilfe vielleicht mehr bedürfen, als Sie glauben.“

Die Drohung rief ihren Stolz wach. „Und wenn ich ihn liebt,“ murmelte sie mit abgewandtem Blick, „wäre es ein Anrecht? Er ist jung, schön und unglücklich. Fragen Sie nicht weiter.“

Drkutt trat einen Schritt zurück. „Ich habe genug gehört,“ sagte er mit erzwungener Ruhe; jetzt ist mir alles klar, Ihre Angst, Ihr Entsetzen, Ihre geheimen Zweifel, Ihr unbegreifliches Benehmen. Der Mann, den Sie liebten, war in Gefahr und Sie wußten nicht, wie Sie ihn befreien sollten. Ich beklage Sie, Imogen, aber helfen kann ich Ihnen nicht. Ich würde Sie zu meinen Weibe machen, trotzdem Ihr Herz einem Andern gehört, denn ich liebe Sie leidenschaftlich — aber ich kann Ihr Verlangen nicht erfüllen. Auf meine Berufslehre ist während meiner ganzen Laufbahn noch nie ein Flecken gefallen, sie muß unangetastet bleiben. Man kennt mich als ehrenwerthen Mann und ich werde meinen Ruf vor der Welt behaupten, solange ich lebe. Selbst wenn ich wollte, könnte ich aber jetzt nichts für den Gefangenen thun: die Beweise sprechen zu stark gegen ihn. Nur wenn sich aufs überzeugendste herausstellte, daß ein Anderer die That begangen hat, würde das Gericht an seine Unschuld glauben und ihn in Freiheit setzen.“

„So ist also keine Hoffnung vorhanden?“, fragte sie verzweiflungsvoll.

„Für jetzt keine, Imogen,“ lautete seine düstere Antwort. Als Drkutt Abends einsam am Kamin saß, brachte ihm ein Diener folgenden Brief:

„Werther Freund!

Es duldet mich nicht länger unter einem Dache, wo ich den Schutz und die Freundschaft eines Ehrenmannes genos.

Ich habe eine Pflicht zu erfüllen, welche mich für immer an dem angesehenen Kreise verbannt, in dem ich gelebt habe. Von Schmach bedeckt, wird Imogen Dare fortan nur ihr Haupt an einer Stätte bergen, die sie sich durch ihrer Hände Arbeit bereiten kann. Was auch mein Geschick sein wird, ich muß es allein tragen. Ihr ehrenwerther Name darf nicht länger in Gemeinschaft mit dem Meinigen genannt werden. Sollte dies Ihr großmüthiges Herz kränken, so ersticken Sie das Gefühl. Wenn Sie diese Zeilen lesen, habe ich Ihr Haus bereits verlassen, und nichts, was Sie sagen oder thun könnten, würde mich zur Rückkehr bewegen.

Leben Sie wohl und vergessen Sie das Mädchen, das Sie zum Lohn für Ihre Wohlthaten fast so unglücklich gemacht hat, als Sie selber ist.“

Während Drkutt diesen Brief las, öffnete der Bezirkswalt Ferris die Zuschrift von unbekannter Hand, mit deren Inhalt wir uns bereits vertraut gemacht haben.

21. Kapitel.

Ein gequältes Herz.

Als Ferris allein war, schwankte er lange, ob er mit dem Brief zu Drkutt gehen oder wirklich eine Unterredung mit Imogen Dare selbst suchen sollte.

Er entschloß sich endlich zu letzterem, wenn auch mit innerem Widerstreben. Bisher hatte er für das Fräulein stets die größte Hochachtung gefühlt und an den Tag gelegt, ja er hatte gehofft, sein Freund werde sie als Gattin heimführen. Nun sollte ihr Name in aller Leute Munde sein und mit dem schrecklichen Verbrechen in Verbindung gebracht werden. — Ferris würde viel darum gegeben haben, hätte er es hindern können; seine Stellung als Bezirksanwalt gestattete ihm jedoch nicht, persönliche Gefühle in Betracht zu ziehen. Hildreths Zustand heiße jede Rücksicht von Seiten der Behörden, war Fräulein Dare im Stande, das fehlende Beweisglied zu liefern, um den Verdacht des Gerichts auf einen Andern zu lenken, so durfte dies nicht unbeachtet bleiben.

In Drkutts Wohnung, wohin Ferris am nächsten Morgen ging, erfuhr er, Fräulein Dare habe sich auf einige Tage nach Professor Darlings Villa begeben. Der Bezirksanwalt suchte sie dort auf und brauchte nicht lange zu warten. Mit ihrer gewöhnlichen, ruhigen Selbstbeherrschung trat Imogen in den Empfangsalon, wo er saß. Sie kam aus dem kleinen Arbeitszimmer im oberen Stock, wo sie soeben als bezahlte Schneiderin das Hochzeitskleid für eine der Töchter des Hauses zugeschnitten hatte; — davon ahnte er freilich nichts.

Ferris war nicht in der Stimmung, die gewöhnlichen Höflichkeitsformen auszutauschen, er begrüßte Imogen kurz.

„Es ist eine unerfreuliche Angelegenheit, Fräulein Dare, die mich herführt,“ sagte er. „Ich wünsche von Ihnen Auskunft über einen Umstand zu erhalten, der für mich von großer Wichtigkeit ist.“

„Wenn ich Ihnen etwas mittheilen kann, was Sie wissen möchten,“ entgegnete sie, ohne seinem forschendem Blick auszuweichen, „so bin ich gern dazu bereit.“

Er ließ sich täuschen durch die Ruhe und Sicherheit ihres Wesens, durch die Offenheit, mit der sie sprach, und fuhr mit weit geringerer Gelegenheit fort:

„Zuerst muß ich Ihnen einen peinlichen Auftritt ins Gedächtniß zurückrufen. Als wir an jenem Morgen in Frau Klemmens Haus zusammentrafen, erkannten Sie einen Diamantring, der dort auf dem Fußboden gefunden wurde, als ihr Eigentum an. Erinnern Sie sich dessen?“

„Gewiß.“

„Gehörte Ihnen der Ring wirklich oder täuschte Sie vielleicht der Schein? Sie gestatten mir wohl diese Frage, denn, wenn der Ring nicht Ihr Besitzthum ist, wird er höchst wahrscheinlich in dem Prozeß gegen den Mörder der unglücklichen Frau eine wichtige Rolle spielen.“

Sie zögerte nur einen Augenblick mit der Antwort; Gott allein weiß, welche letzte schwache Hoffnung sie vielleicht in diesem Moment auf ewig ins Grab versenkte. „Da Sie mich danach

fragen, Herr Anwalt, theile ich Ihnen mit, daß der Ring in gewisser Beziehung mein Eigentum war, in anderer aber nicht. Der Ring gehörte mir, weil er mir am Tage zuvor als Geschenk angeboten war. Er war nicht mein, weil ich mich geweigert hatte, das Geschenk anzunehmen.

Sie sprach mit tonloser Stimme, mechanisch, wie im Traum. Ferris war aufgesprungen. Die Tragweite dieser Aussage war nur allzu einleuchtend.

„Darf ich fragen?“ forschte er, ohne zu ahnen, welche Qualen er ihr bereitere, „wer es war, der Ihnen den Ring anbot, welchen zu nehmen Sie sich weigerten?“

„Wer es war?“ — ihre Stimme bebte, mit einem wilden Blick schien sie den Himmel zum Zeugen zu rufen, daß dies mehr sei, als menschliche Kraft zu ertragen vermöge. Dann lagerte sich eine eisige Kälte auf ihren Zügen; wie zu Stein erstarrend, drängte sie jedes Gefühl zurück. Schaute Ferris fest ins Auge und sagte deutlich und langsam:

„Es war Craik Mansell, der Neffe der Frau Klemmens.“ Diesen Namen zu hören war der Bezirksanwalt gekommen und doch vernahm er ihn nicht ohne Betroffenheit aus ihrem Munde, vielleicht weil er noch immer an ihr Verhältnis zu Orkut dachte. Mit scheinbarer Gelassenheit fragte er:

„War denn Herr Mansell in der Stadt am Tage vor der Ermordung seiner Tante?“

„Ja.“

„Und Sie hatten eine Unterredung mit ihm?“

„Ja.“

„Darf ich fragen wo?“

Ein flüchtiges Roth stieg ihr bis in die Schläfe; noch hatte ihr herbes Gesicht nicht jedes weibliche Gefühl in ihr erstötet.

„In dem Walde hinter dem Haus der Frau Klemmens. Aus guten Gründen, die ich nicht zu berühren brauche, hatte eine Begegnung dort für uns nichts Unstatthafes.“

Ferris, der von anderer Seite genau über diese folgen-schwere Zusammenkunft unterrichtet war, konnte sich eines geheimen Schauders nicht erwehren. Sie meinen, weil Sie einander liebten?“ fragte er in scharfem Ton.

„Er hatte mir einen Antrag gemacht und ich wußte, aus welchen Gründen er mich zu sprechen wünschte.“

„Wenn Sie sich weigerten Herrn Mansells Ring zu nehmen, Fräulein Dare,“ bemerkte Ferris, „so müssen Sie ihm denselben zurückgeben haben.“

Der angstvolle Blick, mit dem sie ihn ansah, bewies, daß sie die volle Bedeutung dieses Punktes nur zu gut verstand; sie neigte bejahend das Haupt.

„Also war der Ring in seinem Besitze?“ fuhr er fort, „als Sie ihn damals verlieren, um nach Hause zurückzukehren?“

„Ja,“ schienen ihre Lippen zu hauchen, aber man vernahm keinen Laut.

„Und haben Sie den Ring nicht wieder, bis er in Frau Klemmenss Zimmer gefunden wurde?“

„Nein.“

„Das genügt mir, Fräulein Dare,“ nahm Ferris nach einer kurzen Pause wieder das Wort. „Ich danke Ihnen, daß Sie meine etwas peinlichen Fragen so offen beantwortet haben. Darf ich Sie nur noch bitten, mir zu sagen, ob Sie die wichtigsten Thatsachen, die Sie mir soeben mitgeteilt, schon gegen irgend einen andern Menschen erwähnt haben?“

„Nein,“ entgegnete sie, sich mühsam aufrecht haltend, „was ich zu sagen hatte, kommt jetzt zum erstenmal über meine Lippen.“

Ferris war nun von allem unterrichtet, was er zu wissen brauchte, er verneigte sich achtungsvoll vor dem bleichen Mädchen mit den starren Zügen und verließ ohne Aufenthalt das Haus.

[Nachdruck verboten.]

Die Malibran.

Eine Erinnerung von Gregor Samarow (Wolfsenberg).

Mein Großvater saß in seinem Lehnstuhl und hörte zu, wie ich ihm die Zeitung vorlas. Ich war eben bei einer kleinen Notiz aus Paris angelangt, worin erzählt wurde, daß ein großer Bankier der haute finances der Diva Adelina Patti für einige Lieder, die sie bei einer seiner Soirées gesungen, zehn Billets von tausend Franken in einem Kameliensbouquet gesendet habe.

Da richtete mein Großvater den Kopf auf und sagte mit einem Lächeln voll gutmüthiger Ironie:

„Es scheint, daß seit fünfzig Jahren der Werth der Künst-

22. Kapitel. Craik Mansell.

„Er ist hier.“ Ferris warf seine Zigarre weg und sah zu Byrd auf, der vor ihm stand.

„Sie haben also keine Schwierigkeit gehabt?“

„Nein. Er benahm sich, als sei er der Aufforderung fründlich gewärtig gewesen. Kaum hatte ich gesagt, daß Sie ihn in Sibleg zu sprechen wünschten, so stand er vom Schreibpult auf, wechselte einen raschen Blick mit Herrn Goodman, traf einige Vorbereitungen und erklärte sich bereit mit dem nächsten Zug abzufahren.“

„Hat er keine Fragen an Sie gestellt?“

„Doch. Er wollte wissen, ob ich ein Defektiv sei und als ich dies bejahte, erkundigte er sich, ob er als Zeuge vorgeladen werde. Ich blieb ihm natürlich die Antwort schuldig.“

„Lassen Sie ihn eintreten, Byrd,“ sagte Ferris, seine Schreiberei bei Seite schiebend.

Einen Augenblick später stand der junge Mann vor ihm. Seine kraftvolle männliche Erscheinung versehlte ihren Eindruck auf den Bezirksanwalt nicht, der Mansell zum ersten Mal sah. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie herbemüht habe,“ sagte er, „ich war gerade zu beschäftigt, um die Reise unternehmen zu können.“

Mansell verbeugte sich stumm, trat an den Tisch, vor welchem Ferris saß, stützte die Hand fest darauf und sagte kurz: „Ich stehe zu Diensten — was wollen Sie von mir!“

Genau so hatte Gildreth gesprochen unter ganz ähnlichen Umständen, aber wie verschieden war die Wirkung. Dort kamen die Worte aus dem Munde eines Schwächlings, hier sprach ein starker Mann. Unsicher und zweifelnd blickte Ferris zu Byrd hinüber.

„Ihre Gegenwart hier ist uns von Nothen,“ sagte er, weil wir hoffen, durch Sie über verschiedene Thatsachen Aufschluß zu erhalten, die mit dem gewaltsamen Tode Ihrer Tante im Zusammenhang stehen. Als Frau Klemmenss Verwandter muß Ihnen natürlich dran gelegen sein, daß der Mörder seiner Strafe nicht entgeht.“

Ferris hatte die letzten Worte wie fragend gesprochen. Byrd wartete nicht weniger gespannt als er auf eine zustimmende Aeußerung, die unter Umständen fast geboten schien, aber sie erfolgte nicht. Der Bezirksanwalt wählte eine andere Wendung. „Als Neffe der Ermordeten und Erbe ihrer kleinen Hinterlassenschaft ist das gewiß Ihr dringendster Wunsch, Herr Mansell?“

Der Angeredete preßte die Lippen aufeinander, er schien die Frage völlig zu überhören. Seltsam — der Mann sollte den Todesstreich geführt haben und war von so strenger Wahrheitsliebe, daß er sich seinen Anklägern gegenüber zu keiner falschen Betheuerung verstehen mochte.

Ferris drang nicht weiter in ihn.

„Es wird Ihnen bekannt sein,“ sagte er, „daß ein gewisser Valerian Gildreth sich als des Mordes verdächtig in Haft befindet. Die Beweise gegen ihn sind stark und man zweifelt im Allgemeinen nicht daran, daß das Gericht ihn schuldig sprechen wird. Nun ist aber kürzlich auch gegen eine andere Person ein scheinbar ebenso belastendes Beweismaterial beigebracht worden. Um uns zu überzeugen, daß dies nur auf Täuschung beruht, habe ich Sie auffordern lassen, sich hier einzufinden.“

Bei den Worten „eine andere Person“ suchte es kramphastig ein Craik Mansells Gesicht, aber noch ehe der Bezirksanwalt geendet, war er wieder vollkommen Herr seiner selbst.

„Sie haben mir den Namen der neuerdings verdächtigen Person noch nicht genannt,“ bemerkte er.

(Fortsetzung folgt.)

lerinnen sehr gestiegen oder der des Geldes bedeutend gefallen ist — ich möchte wohl an das Letztere glauben. Adelina Patti ist ja ohne Zweifel eine Sängerin von hoher Begabung und tiefem Kunstverständnis und dennoch — dennoch, — er seufzte, — „erreicht sie für mich weit, weit nicht die Malibran, mit der sie doch unter allen Größen der Vergangenheit die meiste Ähnlichkeit hat. Vielleicht liegt das auch daran, daß ich nicht mehr so jung bin wie damals, und daß in dem alternden Ohr die Töne nicht mehr den zum Herzen dringenden Wiederhall finden; aber doch glaube ich, daß, wenn ich heute noch einmal die Malibran hören könnte, auch mein altes Herz wieder aufwallen würde wie damals, als der wunderbare Zauber ihres Gesanges und ihres Spiels mich entzückte. — Zehntausend

Kranken," fragte er kopfschüttelnd, „von einem Bankier? Da fällt mir eine kleine Anekdote ein, die man sich damals viel von der großmüthig wohlthätigen Malibran erzählte.

„Es fand in Paris ein Konzert statt für eine unglückliche, arme Pianistin. Niemand kannte ihren Namen sie gehörte nicht zu den Berühmtesten und ich erinnere mich auch heute nicht mehr, wie sie hieß; aber dennoch waren für ihr Konzert alle Billets zu hohen Preisen ausverkauft, — denn auf dem Programm der armen Pianistin standen zwei Lieder, welche die Malibran, damals der erste Stern am Kunsthimmel, singen würde. Die arme Konzertgeberin war ja arm und unglücklich, die Malibran, deren Herz und Hand stets für jede Noth offen war, hatte von ihr gehört und der Armen ihren Abend versprochen, was für sie ein Vermögen bedeutete. — Das Konzert begann; man hörte, halblaut sich unterhaltend, einige ziemlich mäßige Vorträge von untergeordneteren Künstlern und von der armen Pianistin selbst an, — man wurde unruhig und immer unruhiger, denn man sah auf der Estrade der Mitwirkenden die große Sängerin nicht, deren Name dies ganze glänzende Publikum in das Konzert der unbedeutenden, kränzlich blaffen Pianistin gezogen hatte, — schon begann man unwillig zu werden, man glaubte an eine Mythisation, einige schickten sich an, den Saal zu verlassen, denn noch immer fehlte die gefeierte Heldin des Tages, um derentwillen man gekommen — da endlich trat sie durch eine Seitenthür ein: sie brängte sich durch das Publikum, das ihr ehrerbietig und freudig aufathmend Platz machte, bis zu der Konzertgeberin hin, welche vor Angst über ihr Ausbleiben vergangen war. Man sah, wie sie eifrig mit ihr sprach, die Pianistin seihen ihr ihre Besorgnisse und die Anruhe des Publikums zu erklären, da warf die Malibran ihren Mantel ab, in glänzender Gesellschaftsoilette stand sie da, — trat ganz vor an den Rand der Estrade und noch ganz athemlos von der Eile, mit welcher sie Treppe heraufgestürzt war, sprach sie:

„Ich bitte um Entschuldigung wegen meines langen Ausbleibens; aber ich bin gewiß, Sie werden mir verzeihen. Ich hatte meiner ausgezeichneten Kollegin hier, der es in der letzten Zeit an dem Glück gefehlt, ohne welches die Kunst nicht gedeihen kann, meinen Abend versprochen. Nun erhielt ich eine Einladung Seiner königlichen Hoheit des Herzogs von Orleans, welcher wünschte, daß ich in einer Soirée bei ihm singen möchte; ich habe diese Einladung angenommen und freute mich, daß ich so meinen Abend noch besser ausnützen konnte. Hier," sagte sie, es ist das Eigenthum meiner Kollegin, der mein Abend gehört! Sie winkte die arme Pianistin zu sich, drückte ihr die Börse in die Hand und küßte sie freundlich auf die Stirn. Donnernder Beifallsruf brauste durch den Saal. Schnell war der Teller herbeigeholt, eine der anwesenden Damen machte damit die Runde — die Gesellschaft wollte nicht hinter der großmüthigen Künstlerin zurückbleiben — Goldstücke auf Goldstücke fielen auf den Teller nieder, und ein reicher Ertrag wurde in den Schoß der vor Freude schluchzenden armen Pianistin geschüttet. Und als man die Börse öffnete, welche die Malibran durch ihren Gesang bei dem Herzog von Orleans erworben, fand man darin 300 Franken in Gold — 300 Franken der Malibran von dem Thronerben von Frankreich! und 10000 der Patti von einem Börsenspekulanten! — Ja, ja, das Geld muß sehr im Werth geworden sein."

„Das ist es wohl freilich," erwiderte ich, „aber dennoch ist der Unterschied etwas stark — die Bankiers sind freilich reicher als die Fürsten heutzutage . . . Die Malibran war Spanierin?"

„Ja, sie war die Tochter des Spaniers Manuel Garcia, aber in Paris geboren und aufgewachsen, und vielleicht gab ihr diese Umhüllung des spanischen Feuers mit der französischen Anmuth jenen eigenthümlichen, unbeschreiblichen Zauber, den Nemand, auch die Patti nicht, erreichte. Sie war als Sängerin zuerst in England aufgetreten; ihr Vater ging dann mit ihr nach New-York, und dort heirathete sie den französischen Kaufmann Malibran. Die Ehe war unglücklich, sie trennte sich bald wieder von ihrem Manne und kehrte nach Paris zurück, um sich ganz der Bühne zu widmen. Es war im Jahre 1828, als sie dort zum ersten Male auftrat; sie sang *Wojanis*, „Semiramis“. Der Erfolg war entscheidend, sie wurde sogleich bei der italienischen Oper engagirt und entsückte die Pariser von Tag zu Tag mehr — zog im Triumph über alle großen Bühnen Europas und wurde in Mailand, in Venedig, in Wien und Neapel nicht minder bewundert als in Paris. Es war dies natürlich bei ihrer unglücklichen Vielseitigkeit. Wenn man sie in einer tragischen Rolle gesehen, wenn man, fortgerissen und er-

schüttelt von ihrem wunderbaren Spiel, welches fast glauben machte, daß die höchsten und erhabensten Gefühle des Menschenherzens nur durch den Gesang ausgedrückt werden könnten, ihre so edle tragisch-ernste Ercheinung mit der Heldin der Rolle, die sie darstellte, völlig identifizirt hatte, so konnte man kaum begreifen, daß sie wirklich dieselbe Person sei, wenn man sie am nächsten Tage in einer leichteren, munteren Rolle auftreten sah, in der sie alle netische Schalkhaftigkeit der Soubrette entzückelte, ohne darum doch nur einen Augenblick die gewaltige Anmuth der vornehmen Dame zu verlieren. Denn eine vornehme Dame war sie in ihrem ganzen Wesen und in all' ihren Neigungen trotz aller ungebundenen Freiheit ihrer Künstler-natur. Sie sah vortrefflich zu Pferde und ritt ebenso kühn und wild die englischen Fuchsjagden mit, als sie sich auf dem Parquet der Salons von Paris bewegte. Ebenso eigenthümlich mannigfaltig und außergewöhnlich wie ihr ganzes Wesen, war auch ihre Stimme. Sie war durchaus nicht von klassischer Schönheit, an Reinheit des Tones mag die Patti sie wohl übertreffen, die Malibran hatte sogar an der Mittellage dumpfe und ungleiche Töne — aber der Umfang dieser Stimme war so außerordentlich, daß sie mit gleicher Leichtigkeit den tiefsten Alt wie den höchsten Sopran sang, und was sie mit diesem Organe machte, das muß man eben gehört haben, um es völlig verstehen zu können. Es war Mimik, Plastik, Deklamation und Tonkunst zugleich, was sie auf der Bühne zur Ercheinung brachte, und häufig wußte man kaum, welchen Theil ihrer vielseitigen Kunst man mehr bewundern sollte; sie wäre auch ohne Stimme eine große Schauspielerin gewesen und ohne ihr reizendes Spiel immer noch eine große Sängerin geblieben.

Ich sah sie zuerst in dem kleinen, reizenden und pikanten Salon der Madame Cottinet, der Mutter des bekannten Dichters, mit welcher sie befreundet war; sie war eben von Amerika zurückgekommen und in Paris engagirt worden. Die Verhandlungen über ihre Scheidung von ihrem ersten Manne näherten sich dem Abschluß. Sie wurde fast erdrückt von den Anstrengungen ihrer Thätigkeit auf dem Theater und in den verschiedenen Konzerten; man hätte glauben sollen, daß sie niedergedrückt, schmerzlich verstimmt sein müßte — aber ganz strahlend vor Freude trat sie in den kleinen Kreis und rief aus:

„Ich bin die glücklichste aller Frauen! Ich werde wieder meinen Namen wechseln können und das thut mir unendlich wohl — denn es ist hart, die Last eines Namens zu tragen, der für uns nichts als eine Enttäuschung bedeutet!"

Man sprach ihr das Bedauern über die ihr zugemutheten Anstrengungen aus und fragte, ob sie das unruhige Theaterleben nicht ermüde.

„Nein!" rief sie aus, „das macht mich gesund; die Langleweile allein ist es, was mich lähmt; jede Rolle, die ich auf dem Theater singe, und mag sie die höchste Kraft in Anspruch nehmen, ist für mich ein Sorbet."

Sie war einzig und originell in ihren Ausdrücken. So hörte ich sie einst sagen: „Ich habe die Stimme des Stentor, den Körper des Falstaff und den Appetit eines Kannibalen."

Uebrigens legte sie den Namen Malibran, unter dem sie ihre ersten, großen Erfolge errungen hatte, dennoch nicht ab; man fuhr eben fort, sie mit diesem Namen zu bezeichnen, und sie mußte ihn vor der Welt behalten, denn er war mit ihrem Ruhm verknüpft — aber im kleinen Kreise hörte sie es lieber, wenn man sie Madame Garcia nannte.

Ihr Herz wendete sich einem jungen edlen Manne aus vornehmer Familie zu, der ganz ihrer Liebe würdig war und dem poetischen Flug ihrer Seele zu folgen vermochte. Er wollte ihr seine Hand und seinen Namen geben — sie zögerte, vielleicht wollte sie seinem Leben keine Fesseln anlegen und die stolzen Hoffnungen, zu welchen ihn seine Geburt und seine Fähigkeiten berechtigten, nicht zerflören, vielleicht auch wollte sie ihre Freiheit trotz ihrer Liebe nicht aufgeben — da starb er, und mit ihm wurde der schönste Traum ihres Lebens begraben.

Sie sprach nicht von ihrem Schmerz, sie änderte ihre Lebensweise nicht, aber wer es wußte, was sie verloren, der konnte ihre Gefühle aus ihrem Gesange wiedererklingen hören, der zu jeder Zeit an die tragenden, sehnuchtsvollen Töne der Nachtigall erinnerte. Einmal hörte ich sie nur von jenem Verlust sprechen — es war ebenfalls im Salon der Dame Cottinet.

„Wie viele Frauen beneiden mich," sagte sie seufzend, „was habe ich denn, was sie beneiden können, was bedeutet dies glänzende Glück für mich, das nicht zu meinem Herzen dringt? Wissen Sie wohl, mein einziges Glück ist Julietta — er, den ich liebte, ist gestorben, wie sie, und ich bin Romeo; wie dieser seine Julietta beweinte, so beweine ich ihn. In meiner Seele

fließt ein Strom von Thränen, der nicht bis zu meinen Augen heraufdringt, denn meine Augen gehören der Welt, und was geht die Welt meine Seele an — aber diese Thränen benetzen das Grab des Glückes, das ich in meinem Herzen trage.“ — So sprach sie mit wunderbar erschütterndem Klang; dann ging sie schnell zu einem andern Gegenstand über.

„Ihr war das höchste Glück beschieden, das einer Künstlerin wie sie zu theil werden kann, nämlich nicht alt zu werden und in dem vollen Glanze ihres Ruhmes aus der Welt zu scheiden.“

„Sie hatte sich, nachdem sie lange ihren Geliebten betrauert, mit dem großen Violinvirtuosen Periot vermählt, der sie auf mehreren Kunstreisen begleitet hatte. Diese Ehe, welche wohl mehr Freundschaft als Liebe zusammengefügt hatte, sollte nur von kurzer Dauer sein. Bei einem Besuch in Mandelstier stürzte sie bei einem wilden Ritt vom Pferde, der fast unmittelbar ihren Tod zur Folge hatte. Sie verschwand, als ob ein glänzender Stern verlösche; man sah ihn nicht herabsinken zur Dunkelheit in allmählig abnehmendem Glanz — unverkümmert strahlte ein helles Licht in der Erinnerung weiter.“

„Das war die Malibran“, sagte mein Großvater wehmüthig seufzend, „der der französische Kronprinz dreihundert Franken für eine Soire bezahlte — glücklich die Batti, welcher ein Bankier zehntausend Franken zuwirft; die Malibran hätte sie doch nicht bekommen.“ fügte er mit leichter Ironie hinzu, auch wenn sie heute gelebt hätte — denn sie würde niemals in der Soiree eines Börsemadadors gesungen haben.“

Allerlei.

Ein Gedicht von Julius Wolff. Das in unserem gestrigen Berichte über die Enthüllung des Kriegerdenkmals in Duedlinburg erwähnte Gedicht von Julius Wolff hat folgenden Wortlaut:

Da steht's, das Reiterbild, in Erz gegossen,
Ein tapf'rer, junger Sepolch-Kürassier,
Schwert in der Faust, im Sattel festgeschloßen,
Sprängt er dahin auf seinem stolzen Thier.
Es war ein Todesritt, das Regiment,
Das heimathliche mit dem gelben Krage,
Bei Wars-la-Tour mußte es sein Alles wagen
In jener Schlacht entschiedenem Momente.

Doch nicht dem einen nur ist aufgerichtet
Dies Denkmal, und auch nicht dem einen Tag;
Wer immer dast, daß unser Feind vernichtet,
Machtlos nach langem Kampfe am Boden lag,
Für alle, wer zu Füsse focht, wer ritt,
Nagt es empor zum ehrenden Gedächtniß,
Dem Jungengeschlechte ein heiliges Vermächtniß,
Daß drüben über'm Rhein ganz Deutschland stritt.

Ganz Deutschland war's, zum ersten Male einig!
Da ging durch Berg und Thal, durch Wald und Flur
Ein Freudenstrahl, glanzvoll und sonnenscheinig,
Zum Himmel stieg aus jeder Brust ein Schwur.
Und Nord und Süd, den beiden Schwingen gleich
Des Adlers, wenn er rauscht und faucht im Fliegen,
Selbender zogen sie hinaus, zu siegen,
Selbender brachten sie zurück das Reich.

Es ist kein Dorf im ganzen Vaterlande,
Das dazu nicht entsendet einen Sohn,
Aus jeglichem Beruf und Stande
Marschirte Mann bei Mann im Bataillon.
Auch diese Stadt, die schon ein Stück erfahren
Der Weltgeschichte seit dem Städtegründer,
Gab manchen hin, der als des Ruhms Verkünder
Heimkehrte oder — niemals wiederkam.

Der Todten auch, der Todten laßt uns denken,
Am Feld vom grauen Schnitter hingemäht,
Biel Tausend waren dort ins Grab zu senken,
Die das nicht ernteten, was sie gesäet.
Doch wir genießen des Geschickes Guld,
Das sie für uns erntungen — ohne Danken
Wollen wir bewahren, was wir ihnen danken,
Als der Lebend'gen untilgbare Schuld.

Den Nachgeb'oren sei's ins Herz geschrieben,
Daß eines Volkes Heil darauf beruht,
Bis in den Tod das Vaterland zu lieben,
Ihm freudig hinzugeben Gut und Blut!
Und wenn verwittert dieses erz'ne Bild,
Wenn Krieg und Kriegerhelden schon umwoben
Von Sagen sind, — dann wird's sich erproben:
Mannestreu ist des Reiches Schwert und Schild!

Kellner Namen. Auf einer Versammlung österröcherischer Gastwirthe in Meran wurde beschlossen, daß die Kellner, ihrem Wunsche gemäß, in Zukunft nicht mehr bei ihrem Vornamen sondern bei ihrem Familien-Namen gerufen werden sollen. Die Neuerung giebt österröcherischen Blättern Stoff zu folgendem Zukunftsbild: Stammgast: Jean! Was essen möcht' ich! Jean: Bitte gleich, bitte sehr. Was aber auch recht schön bitten, Hr. v. Biegler, daß S' mich nimmer Jean rufen. Stammgast: hm? Jean: Sie wissen ja, Hr. v. Biegler, die neue Ordnung. Die Kellner müssen beim Familien-Namen . . . Stammgast: Ah, ja richtig. Wsdann wie heißen S' denn? Jean: Agorastoriopopolus — meine Voreltern sind Griechen gewesen. Stammgast: So, so? Ein Bissel weilläufig, die werthen Ahnen. Also mein lieber Jean: . . . Pardon . . . Angora. Jean: Agora . . . Stammgast: Agorahistori . . . Jean: . . . storiopopolus . . . Stammgast: Nein, lieber Freund, das geht nicht. Ich will mittagmahlen, und bis ich mir Ihren Namen merk' ist's Mitternacht. Sünden S' mir den Pepi. Jean: Moment, bitte! (Ab.) Pepi (herantretend): Womit kann ich dienen, Hr. v. Biegler? Stammgast: Vor allem mit Ihrem Familien-Namen. Pepi: Ich heiß' Bierichopopolus! . . . Stammgast: Habe die Ehre! Der Karl soll kommen! Pepi (sächelnd): O, mit dem werden Hr. v. Biegler noch weniger zufrieden sein. Stammgast: Hat mich immer sehr gut bedient. Pepi: Ja, aber seinen Namen können Sie wahrscheinlich nur aussprechen, wenn Sie d' Strauchen haben. Er heißt nämlich Triztracet . . . Stammgast: Triz . . . Der Wirth (an den Tisch tretend): Zum Wohlsein, Herr v. Biegler! Stammgast: Ah was, Wohlsein! Bei einer solchen Bedienung! Der Wirth: Haben eine Klage? Stammgast: Ja, eine gewaltige. Ich hab' meine Zunge zu was anderm, als zum Aussegn. Also: Entweder Sie schauen sich um Kellner um, die kürzere oder vor allem weniger unaussprechliche Namen haben, oder ich bleib' aus.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.

— In ein überaus prächtiges Gewand hat zu Beginn des neuⁿ Jahrganges 1896 die Großfolio-Ausgabe der illustrierten Familien- Zeitschrift „**Ueber Land und Meer**“ (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart) sich gekleidet und mit der schimmernden Augenweide verbindet sich ein außerordentlicher Inhalt. Zwei unserer berühmtesten Dichter eröffnen den Jahrgang: die Novelle „Abentuer eines Blaustückens“ von Paul Heyse und „Maximum“, Roman von Monte Carlo von Ernst Schubin. Hierzu gesellt sich in dem uns vorliegenden ersten Hefte ein reichhaltiges Feuilleton, das, aus der frischen Gegenwart schöpfend, dem Namen der Zeitschrift in vollem Maße entspricht, indem es die Leser durch die verschiedensten Gegenden der bebauten Erde geleitet. Besondere Beachtung dürfte ein Aufsatz über Conrad Ferdinand Meyer finden, der, von Abbildungen begleitet und dem berühmten Dichter zu seinem 70. Geburtstag huldigend, ganz neues Licht auf sein Leben und Schaffen wirft; ferner der Artikel „Neue Goethe-Bilder, der uns in den Familien- und Freundeskreis des Altmeisters verlegt und manches Portrait vorführt, das hier zum ersten Male in der Wiedergabe erscheint. Abgesehen von diesem farbig getönten Tableau, bringt das Heft eine Folge polychromer Darstellungen, die als Musterbeispiele der Technik gelten müssen. Neben dem doppelseitigen Kunstblatt „Ueberraschung“ nach dem Gemälde von Paul Thumann, das, in den Rahmen gefaßt, einen hervorragenden Bandenschmuck bilden wird, finden wir ein reizvolles Blumenstück „Dandelion“ von Katharina Klein, ferner ein drolliges Genrebildchen von M. Wunsch, endlich auch im Text noch eine Reihe fauliger Abbildungen, ganz zu geschweigen von der Menge der übrigen Illustrationen, alle in technischer Vollkommenheit ausgeführt. Ein höchstes Interesse beansprucht auch die Abtheilung „Zeit und Leben“, die auf zwei Tafeln die Portraits von 26 deutschen Prinzen und Prinzessinen nach neuester photographischer Aufnahme veranschaulicht — also ein Stückchen genealogischen Kalenders im Bilde. Bis auf den Umschlag erstreckten sich die glücklichen Neuerungen der Heftausgabe von „Ueber Land und Meer.“ Ebenfalls farbig getönt, zeigt er in idealisierter Gestalt die moderne Fama, die, den Griffel in der Hand, gespanntes Ohres lauscht, was ihr von Fern und Nah die Genien von bemerkenswerten Dingen zutragen. So erscheint im 38. Jahrgange „Ueber Land und Meer“ in verjüngter und wesentlich vervollkommener Gestalt. Allen unsern verehrlichen Lesern empfehlen wir, sich das erste Heft von der nächsten Buchhandlung kommen zu lassen, um sich von dem, was „Ueber Land und Meer“ für seinen billigen Abonnementspreis (3 Mk. 50 Pfg. vierteljährlich, 60 Pfennig für das 14tägige Heft) bietet, selbst zu überzeugen.

— Nr. 40 des 18. Jahrganges der **Militär-Zeitung**. Organ für die Reserve- und Landwehr-Offiziere Verlag von H. Gienrich in Berlin N.W. redigirt von Hauptmann a. D. Dettinger, hat folgenden Inhalt: Taktische Studien (Fortsetzung). — Die russischen Festungen und ihre Kriegsbereitschaft. Von Nientiaedt, Oberlieutenant a. D. (Schluß). — Ein Ausflug nach den Schlachtfeldern von Weg. Von Dr. E. Bachof, Premier-Lieutenant der Landwehr (Fortsetzung). — Regional-Beränderungen. — Vöckerchau. — Kleine militärische Mittheilungen. — Vermischtes. — Briefkasten. — Anzeigen.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Lebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.